

Prolog: Der Weg

Frühling 2014: In einem der fensterlosen Archivräume des Deutschen Hygiene-Museums in Dresden beugen sich meine Kolleg*innen und ich neugierig über Tische, auf denen verschiedene Prothesen liegen. Ich studiere Wissenschafts- und Technikgeschichte an der TU Berlin und arbeite seit kurzem als studentische Mitarbeiterin im Forschungsprojekt »Anthropofakte. Schnittstelle Mensch«, einem Verbundprojekt der TU Berlin und des Deutschen Hygiene-Museums Dresden (DHMD). Grundlage der philosophischen, historischen und kulturwissenschaftlichen Forschungen ist die umfangreiche Prothesensammlung des Museums. Die Auftakttagung fand zum Thema »Die Mobilisierung des Körpers. Prothetik seit dem Ersten Weltkrieg« statt, bei der es um die massenhafte Versorgung der Kriegsversehrten mit hauptsächlich Arm- und Beinprothesen ging. Deren Ziel sei vor allem die Wiederherstellung der Arbeitskraft gewesen. Mehr noch: Über die Reparatur der Arbeitskörper sollte auch der Volkskörper, die Nation, nach der Schmach des verlorenen Krieges wiederhergestellt werden. Während dieser Tagung drehten sich meine Gedanken um den Aspekt, dass es sich um *männliche* Körper handelte, *kaputte* männliche Körper, die mittels Technik wiederhergestellt werden sollten und die vielleicht mehr verloren hatten als nur Beine und/oder (Arbeits-)Arme. Mit dem Verlust der Arbeitsfähigkeit, Autonomie und körperlichen Unversehrtheit gingen schließlich auch Eigenschaften verloren, die – damals mehr als heute – eng mit Vorstellungen einer hegemonialen Männlichkeit verbunden waren. Diese geschlechtersensible Perspektive blieb auf der Tagung aber weitgehend unbeachtet.

Unser Forschungsprojekt lief unter dem Förderschwerpunkt »Die Sprache der Objekte – Materielle Kultur im Kontext gesellschaftlicher Entwicklungen«. Um zu erfragen, »was uns die Dinge sagen«, suchte sich also jede*r von uns einzelne prothetische Artefakte aus dem Archiv des DHMD aus, um sie auf mögliche Nutzer*innen, Kontexte und Materialien zu beforschen. In einem autobiographischen Roman des Malers und Karikaturisten George Grosz (1955: 111f.), der im Ersten Weltkrieg kurzzeitig als Soldat gedient hatte, war ich zuvor auf folgende Stelle gestoßen:

»Na ja, den nebenan, den hat's ganz schön reingehauen – ›Mit die Weiber is't bei den vorbei«, sagte gestern der Sanitätsgehilfe. Aber der Sanitätsgefreite verbesserte ihn: ›Ach watt, der kriecht een ganz neuen Piephahn von Holz, nach Maß. Mensch, da haam wia schon ganz andere Dinger jesehn.«

Mich interessierte der Aspekt der kriegsbedingten Genitalverletzungen, der mir bisher weder auf der Tagung noch in der Forschungsliteratur begegnet war, und hatte daher beim Archiv des DHMD die Einsicht aller penisprothetischen Objekte beantragt. Während sich meine Kolleg*innen also über beispielsweise Beinprothesen für Kinder oder Stimmprothesen für Betroffene von Kehlkopfkrebs beugten, fand ich zu meiner Verwunderung auf dem Archivtisch keine Prothesen vor, die aus unterschiedlichen Zeiten und Materialien ›zu mir sprachen‹, wie ich es erwartet hatte. Stattdessen lagen dort nur drei Objekte neueren Datums: ein hydraulisches Schwellkörperimplantat, das 1989 auf den Markt kam, daneben ein sogenanntes semirigides Schwellkörperimplantat sowie Hodenimplantate aus Silikon, wie sie aktuell beispielsweise nach Hodenamputationen verwendet werden. Über die Schwellkörperimplantate hatte ich bereits gelesen, dass sie anfangs vor allem bei einigen Fällen von sogenannter erektiler Dysfunktion zum Einsatz kamen und bis heute bei geschlechtsangleichenden Operationen verwendet werden. Doch was war mit den Penisprothesen vor, während und direkt nach den Weltkriegen, während des ›Prothesenbooms‹?

Ich nahm diese Frage zum Anlass für meine technikhistorische Masterarbeit und machte mich in den folgenden Monaten auf die Suche nach (zunächst historischen) genitalprothetischen Objekten. Ich fragte Museen, Sammlungen, Archive, Netzwerke, Institute und Einzelpersonen an. Die meisten Rückmeldungen ähnelten sich: Dies sei ein äußerst spannendes Thema, das sich sicher lohne, weiter beforscht zu werden, jedoch hätten sie leider keine derartigen Objekte in ihrer Sammlung. Diese Lücke im Archiv wurde meist – so schien es mir – mit sehr engagierter Hilfsbereitschaft auszugleichen versucht, sodass ich oft Hinweise auf andere Institutionen und Kontakte erhielt. Allerdings führte dies ab einem gewissen Punkt dazu, dass sich meine Recherche im Kreis drehte: Nach etwa drei Weiterleitungen wurde ich jeweils wieder auf meinen Anfangskontakt verwiesen. Dennoch konnte ich einige Objekte oder zumindest Zeichnungen von genitalprothetischen Objekten zusammentragen und mit Funden aus der Literatur kontextualisieren. Zum Beispiel erhielt ich vom Museum der Deutschen Gesellschaft für Urologie das Angebot, mir die Replik einer »Urinierhilfe« für Penisamputierte aus dem 16. Jahrhundert zusenden zu lassen. Das Hans Gross Kriminalmuseum in Graz schickte mir wiederum die Abbildung eines Objekts, das ihrer Meinung nach in die »pornographische Sammlung« gehöre: ein hölzerner Penis, über den jedoch nichts weiter bekannt sei. Den für meine Fragestellung interessantesten, aber leider ebenfalls undatierten Fund

machte ich im Technikmuseum Wien: ein aus vermutlich Kautschuk gefertigtes Penisimitat zum Umschnallen.¹

Parallel arbeitete ich mich durch kriegschirurgische Handbücher und sexualwissenschaftliche Abhandlungen in der medizinhistorischen Bibliothek der Charité Berlin. Die aktuelle Forschungsliteratur zu den Massenprothetisierungen des Ersten Weltkrieges und kulturwissenschaftliche Überlegungen zum Themengebiet ›Prothesen und Geschlecht‹ hatte ich bereits durchforscht. Vor diesem Hintergrund entwickelte ich zwei Gedankenstränge, die eine geschlechtertheoretische Perspektive auf die Massenprothetisierungen der Weltkriege sowie auf die genitalprothetische Praxis im Allgemeinen bieten:

Ich war erstens zur These gelangt, dass die Nutzung von Prothesen – verstanden als eine Form des Doing Gender, also einer Aufführung von Geschlecht – im Gegensatz zu anderen technischen Artefakten Besonderheiten aufweist. Während beispielsweise bei Rasierapparaten oder Fahrrädern die Hervorbringung von Geschlecht über bestimmte Nutzungsweisen und den ihnen eingeschriebenen Skripten funktioniert, kann das Doing Gender durch Prothesennutzung noch weitergedacht werden: Mithilfe von Brust- und Penisprothesen sowie Hoden- oder Schwellkörperimplantaten können Geschlechtskörper ganz konkret ›hergestellt‹ werden. Es wird also – um diese analytische Trennung zu nutzen – nicht nur das soziale Geschlecht (*gender*), sondern auch das biologische Geschlecht (*sex* im Sinne des Körpers) konstruiert. Ein Doing Gender durch Techniknutzung kann somit in Bezug auf Prothetisierungen auch als ein *Doing Sex* gedacht werden.

Der zweite Strang meiner Masterarbeit beschäftigt sich, wie bereits angerissen, mit dem sogenannten Prothesenboom des Ersten Weltkrieges. Hier entstand die These, dass die Massenprothetisierung versehrter Soldaten auch als Wiederherstellung (und somit Modifikation) einer durch den Krieg brüchig gewordenen hegemonialen Männlichkeit interpretiert werden kann. Dies erhält eine verschärfte Dimension, wenn bedacht wird, dass die Soldaten nicht nur Arme, Beine oder ihr Augenlicht verloren und dadurch arbeitsunfähig, hilfsbedürftig und somit ›entmännlicht‹ wurden, sondern dass auch Genitalverletzungen oder -amputationen nicht seltene Kriegsfolgen waren. Wie im ersten Strang stellt sich also auch hier – vor dem Hintergrund kriegsbeschädigter hegemonialer Männlichkeit – die Frage nach prothetischen (Wieder-)Herstellungspraxen, genauer einer Penis- und Hodenprothetik.

Ich hatte diese beiden Stränge und Thesen in meiner Masterarbeit verwoben, indem ich die geschlechtersensible Auswertung der Forschungsliteratur zum ›Prothesenboom‹ des Ersten Weltkrieges mit einer Systematisierung meiner Objektresearchergebnisse verband. Am Ende blieb das Gefühl, dass dies nur ein erster Schritt hinein in ein spärlich beforschtes Feld gewesen ist. Daher bewarb ich mich beim Promotionsprogramm »Konfigurationen von Mensch, Maschine und Geschlecht«

1 Ausführlicher und mit Abbildungen dazu siehe Raboldt (2017).

der TU Braunschweig mit dem Vorhaben, die fehlenden Schritte in dieses unbearbeitete Feld zu wagen. Es erschien mir naheliegend, dafür über ein Verständnis von Prothesen im Sinne von Apparaten hinauszugehen und stattdessen weitere Praxen als Geschlechtskörperprothesen in den Blick zu nehmen: Schwellkörper- oder Hodenimplantate können als dinglich-apparathafte Prothesen, Hormontherapien und andere Wirkstoffe als chemische Prothesen² und plastische Chirurgie als organische Prothesen verstanden werden. Meine Ausgangsthese war, dass medizintechnologische Wiederherstellungspraktiken immer auch der Rekonstruktion bestimmter Normvorstellungen von Geschlechtskörpern dienen.

Im ersten Jahr meines Promotionsstipendiums habe ich hauptsächlich verschiedene Schwerpunktpfade ausprobiert. Diese beinhalteten zahlreiche E-Mails, Gespräche mit humorvoll-sarkastischen Urologen, ein Telefonat mit einem kürzlich aus Afghanistan zurückgekehrten Oberfeldarzt, Texte und Artikel über sogenannten Chemsex und über Testosteron als vermeintliches Wundermittel, einen Crashkurs in spanischem Stierkampf, dröge Stunden über urologischen Fachtexten, Treffen mit kauzigen Männerberatern, die ein oder andere kuriose Webseite und vieles mehr – Teile davon finden sich im einleitenden Kapitel »Suchbewegungen« wieder.

Nach einer Weile stand ich wie vor einem Haufen Puzzleteile, von denen nicht klar war, ob sie überhaupt zum selben Puzzle gehören. Fast zur gleichen Zeit sagte die schwedische Wissenschaftlerin Maria Udén bei einem Workshop zu uns Doktorand*innen, wir sollten uns vorstellen, vor uns auf dem Boden lägen verstreut die Einzelteile eines Autos, von denen nicht klar sei, ob sie zusammenpassten und am Ende ein funktionierendes Auto ergaben. Wenn wir aber trotzdem Lust hätten, die Teile zusammenzusetzen, seien wir in der Wissenschaft richtig. Da ich eigentlich sehr gerne puzzle, machte ich also weiter...

2 Preciado (2016: 18) spricht in Bezug auf seine erste Dosis Testosteron-Gel von einer »molekulare[n] Prothese«. Dieser Ausdruck hatte mich zum erweiterten Prothesenbegriff inspiriert.